

Deutsche an der Universität Basel

von Prof. Dr. Anne Peters, anne.peters@unibas.ch

Wie fühlt man sich als Deutsche an der Universität Basel? So werde ich in den letzten Monaten von in- und ausländischen Kollegen häufiger gefragt. Diese haben vor allem von der SVP-Kampagne gegen den «deutschen Filz» an der Universität Zürich gehört und auch von der Gegenanzeige, in der 200 Zürcher Professoren die Internationalität ihrer Institution verteidigten.



«Die Chance, dass sich ein deutscher Spitzenkandidat findet, ist schlicht eine Frage der Statistik.»

In Basel scheint kein Bedarf und kein Publikum für derartige Aktionen zu bestehen. Die Universität Basel liegt im Dreiländereck und hat immer wieder gezielt junge deutsche Privatdozenten angeworben, etwa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Forscher wie Nietzsche, Dilthey, Wackernagel und Ihering geholt wurden.

Auch die heutige Universität Basel mit einem italienischen Rektor und einer österreichischen Vizerektorin hat keine Probleme mit Ausländern, selbst wenn diese deutsch sind. Oder doch? An unseren sieben Fakultäten ist immerhin die Professorenschaft von zweien durch Deutsche majorisiert: 79% der Psychologieprofessoren (11 von 14) und 70% der Theologieprofessoren (7 von 10) sind deutsche Staatsbürger. Der deutsche Professorenanteil an den übrigen Fakultäten rangiert zwischen 47% (WWZ) und 28% (Jus). Der kleine Anteil an der juristischen Fakultät erklärt sich mit der nationalen Gebundenheit ihres Forschungs- und Lehrgegenstandes: Gelehrt wird vor allem schweizerisches Recht, und mit diesem haben sich Juristen, die nicht in der Schweiz ausgebildet wurden, in aller Regel nicht befasst.

Es kommt vor, dass zehnmal mehr deutsche Bewerbungen auf die Ausschreibung von Professuren eingehen als schweizerische. Dies hatte möglicherweise bis vor Kurzem mit den ausgezeichneten ausseruniversitären Karriere- und Verdienstmöglichkeiten und einer schwachen Nachwuchs-

förderung in der Schweiz zu tun. Die Förderung dürfte jedoch mittlerweile mit den neuen Instrumenten des Nationalfonds wie Ambizione und Förderprofessuren besser sein als in Deutschland. Das Zahlenverhältnis bei Bewerbungen spiegelt vor allem die Grössen der beiden Nationen. Die Chance, dass sich unter 40 deutschen Bewerbern ein Spitzenkandidat findet, der besser ist als die vier Schweizer, ist schlicht eine Frage der Statistik.

Wenn also der Schweizer Anteil unter den Professoren höher gehalten werden soll, müsste man sich offen dazu bekennen, dass über die Fachkompetenz hinaus zum Beispiel auch die lokale Ver-

netztheit eines Bewerbers (Stichwort Fundraising) oder der Selbstwert der kulturellen Vielfalt in die Auswahl mit einbezogen werden dürfen. Aus der Diskussion um die Frauenförderung sind die Schwammigkeit des Begriffs der «Qualifikation» und die Möglichkeiten seiner Erweiterung sattem bekannt, allerdings auch die damit einhergehenden Risiken.

«Universität» steht für Universalität. Der epistemische Universalismus der Wissenschaften ist nicht an einen global zugänglichen Gegenstand gebunden. Selbst lokal verwurzelte Objekte werden oft von Forschern aus aller Welt untersucht. Bekanntlich wurde das bedeutendste Buch der letzten Jahrzehnte über die Geschichte Basels vom amerikanischen Romanisten Lionel Gossman geschrieben.

Die Annahme, dass die Nationalität der Forscher wissenschaftliche Erkenntnisse beeinflussen würde, ist eine Verfälschung des Wissenschaftsgedankens. Die Universität Basel hat sich seit ihrer Gründung dem universalistischen Wissenschaftsideal verschrieben und sich als eine «Gelehrtenrepublik» jenseits aller geografischen Grenzen verstanden. Deren Grenzen sind allein, woran der Psychologe Meinrad Perrez kürzlich erinnerte, die Grenzen der Vernunft. □